

Die Pfahlfurcht.

Von Dr. Fr. Ranjow.

Unter dem Namen: Agoraphobie (agora, der Markt, der Platz) bezieht der seither verstorbenen berühmte Nervenarzt Professor Westphal im Jahre 1871 eine nervöse Krankheit, die bis dahin sich der ausdrücklichen Kennzeichnung durch die Ärzte entzogen hatte, die aber seitdem als eine sehr häufige Begleiterscheinung allgemeiner nervöser Erkrankungen oft beobachtet wird.

In den ausgeprägtesten Fällen tritt bei den Kranken ein schwerer, nervöser Zustand in dem Augenblicke ein, wo sie einen freien Platz überschreiten wollen. Sie werden plötzlich mitten im besten Wohlbefinden von einer unerklärlichen Angst befallen, und zwar von einer tödlichen Angst, als ständen sie vor einer, das Leben unmittelbar bedrohenden, entsetzlichen Gefahr. Alle die Erscheinungen, welche uns von gesundem Menschen berichtet werden, die bei einem Haare dem Rachen des grauenhaftesten Todes entronnen sind, die beispielsweise schon unter den Franken und dem stinkenden Rachen eines Raubthieres lagen, alle diese Erscheinungen treten auch hier auf. Die Kranken beben am ganzen Leibe, die Brust ist ihnen zugeschnürt, das Herz klopf mit Zerspringen, Hitze und Frost wecheln im Augenblicke, der Angstweiß bringt aus allen Poren, der Fuß kühlt am Boden, ein böser Alp lähmt alle Glieder, vor den Augen tanzen farbige Flecken und in den Ohren hämmern die Glocken des jüngsten Gerichtes. Jeder Versuch, den von der klaren Einsicht der Grundlosigkeit dieser entsetzlichen Angst unterstützte Wille macht, den geheimnißvollen Empfindungen Trost zu bieten, verschlimmert die Erscheinungen—und der Kranke ist gezwungen, umzukehren oder den Platz zu umgehen.

Ähnliche Angstzustände treten zuweilen, jedoch seltener, auch auf, wenn der betreffende Kranke lange, menschenleere Straßen, lange Korridore zu durchschreiten hat, wenn er eine Kirche, ein Versammlungsgebäude betritt, zuweilen auch beim Passiren einer Brücke. Analoge Erscheinungen befallen wieder andere Kranke, wenn sie ohne Begleitung im offenen Wagen fahren u. s. w.

Sehr häufig ist, daß alle diese schweren Symptome auszubleiben pflegen, wenn sich der Kranke in Gesellschaft, sei es auch nur eines Kindes, befindet, manchmal auch, wenn er einen Gegenstand in der Hand trägt, wenn er den Platz im Laufschritt nimmt, oder sich mit einem Glase Wein Nuth trinkt.

Wenn man die häufig den gebildeten Ständen angehörigen, oft sehr intelligenten Kranken fragt, was denn dieser fürchterlichen Angst zu Grunde liegt, so müssen sie meistens zugeben, daß keine bestimmte Vorstellung den Komplex der Symptome auslöst. Die Angst überfällt sie plötzlich, mitten in der harmlosesten Gemüthsstimmung, und verschwindet in dem Augenblicke, wo sie die Absicht aufgeben, den Platz zu überschreiten. Es begegnet ihnen sogar zuweilen, daß sie, tief in Gedanken versunken, ohne auf den Weg zu achten, einen solchen Platz überschritten haben, und sie erzählen, daß dabei keine Anbeutung des Leidens aufgetreten ist.

Weniger scharfe und eckige Selbstbeobachter konstatiren sich nach der bekannten Erfahrung, daß der Mensch sich Gründe für seine Handlungsmotive zurechtmacht, wenn er keine anzugeben weiß, nachträglich eine Vorstellung zusammen, die nach ihrer Ueberzeugung der Angst zu Grunde gelegen habe, zum Beispiel sie hätten gefürchtet, von einem Schlagfluß getroffen zu werden und dergleichen.

Eine verwandte Erscheinung ist die Klautrophobie, die Angst vor dem verschlossenen Zimmer. Man hat beobachtet, daß solche Kranke, wenn sie plötzlich bemerken, daß sie in einem verschlossenen Zimmer allein waren, in ihrer Todesangst zum Fenster hinauspringen, weil ihnen ihr Gemüthszustand nicht einmal mehr die Ueberlegung gestattet, daß man durch die Thür zu gehen habe.

pers; und in geistiger Beziehung durch eine außerordentlich leichte Erregbarkeit und einen Mangel an jelichem Gleichgewicht, der die Stimmung in kürzester Zeit, unter verhältnißmäßig unbedeutenden Erregungen des Gemüthes, vom „Simmelhoch jauchend“ zum „Zum Tode betrübt“ schwanken läßt. Auf kleine Anlässe hin lassen sich solche Menschen bis zu Thränen begeistern und rühren, gerathen in die freudigste Ekstase, in das gesteigertste Seligkeits- und Kraftgefühl; aber ebenso leicht geben sie sich auch Ausbrüchen von Zorn, Schmerz, Kummer hin; versinken in Trübsal, spinnen sich in Gedanken ein, „fangen Grillen“, und sind Beängstigungen ausgesetzt bei Gelegenheiten, welche dem normalen Menschen keine Vernehrung der Pulszahl einzutragen.

Zu diesen Beängstigungen gehört in hochgradig gesteigerten Fällen auch die PLAGANGST, die wohl immer mit anderen Symptomen der Neurasthenie einhergeht, namentlich mit der berichtigten Spinal-Irritation, einem höchst unangenehmen und belästigenden schmerzhaften Ermüdungsgefühl im Verlauf der Wirbelsäule.

Wohin man solche Kranke, überhaupt die Neurastheniker, rechnen soll, ist eine schwierige Frage. Eine eigentliche Geisteskrankheit liegt gewiß nicht vor. Nicht nur, daß sich bei den oft außerordentlich begabten Kranken keine Spur einer Störung der höheren geistigen Kräfte zeigt, so scheint im Gegentheil das mit der Neurasthenie verbundene Uebelbefinden der Tribut zu sein, den fast alle großen Denker und Künstler der Menschlichkeit zu zahlen haben. Ob die Organisation des Säugethierleibes die so zu sagen parasitische Herrschaft eines bis in's Feinste veredelten, unmaßig arbeitenden Gehirns nicht verträgt; ob die soziale Belastung neben der geistigen die Schuld trägt, ob hier vielleicht, wie einige gläubige Naturphilosophen meinen, die Natur in der naiven Graufamkeit der Schöpferin diejenigen Wesen auszusuchen bemüht ist, die für den immer schwerer werdenden Kampf um's Dasein nicht die geeignete Organisation aufweisen, um eine Masse von Uebermenschlichen zu gebären, darüber wird unsere Generation wohl keine Klarheit mehr gewinnen.

Das Schicksal der Wahrheit.

In Nordafrika fällt äußerst selten Schnee; früher geschah das anscheinend noch seltener, als in neuerer Zeit. In Tripolis zum Beispiel konnten Jahreshunderte vergehen, ehe einmal ein solches Ereignis eintrat und die Bewohner höchlich in Erstaunen setze.

Vor reichlich zweihundert Jahren lebten die Mauren des freistaates Tripolis hauptsächlich vom einträglichen Seeraub und dem damit verbundenen Sklavenhandel. Der damalige Bey von Tripolis war ein großer Freund angenehmer Unterhaltung. Er hatte Geschichtenerzähler in seinen Diensten, deren Leistungen ihm jedoch mit der Zeit zu langweilig wurden, weil sie nichts Anderes zu erzählen wußten, als die Märchen der „Taufend und eine Nacht.“ Der Bey gähnte sich beinahe die Kinnbacken aus und fragte zornend: „Ist denn Niemand da, der etwas Neues zu erzählen weiß?“

Ein alter Bezie, der Präsident des Divans oder hohen Rathes, verneigte sich tief und sprach: „Soheyt, ich selbst verstehe zwar keine Geschichten zu erzählen, aber dennoch weiß ich Rath. Ich besitze einen Sklaven, einen Barbaren des Nordens. Seit vier Jahren ist er bei mir und redet unsere Sprache nun er ganz geläufig. Dieser Giar hat weite Seefahrten gemacht und noch merkwürdigere Abenteuer erlebt als Sindbad.“

„Das mag ich wohl hören,“ sagte der Bey, „Sende ihn noch heute in den Palast, Hassan!“

Auf solche Weise kam Robert Cox, ein schottischer Matrose, der vier Jahre zuvor in Folge eines Schiffbruches als Sklave in die Gewalt der Mauren gerathen war, als „Geschichtenerzähler“ an den Hof des Bey. Er war ein munterer Burische und verstand es vortrefflich, auf Seemannsart „ein Garn zu spinnen.“

„Soheyt,“ sagte er, „dies bischen Käste hat gar nichts zu bedeuten. Da ist's in meinem Vaterlande ganz anders damit beschaffen.“

„Wie ist's denn da?“

„In strengen Wintern gefrieren die Flüsse.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ei, die Flüsse und Teiche werden steinhart; sie bedecken sich nämlich mit Eis, so daß man darüber hinfahren kann mit schweren Lastwagen, ja sogar mit den schwersten Kanonen.“

„Das ist unmöglich. Giar, Du lägst. Wenn das Wasser der Flüsse steinhart würde, so könnte ja nicht das Wasser vom Himmel, der Regen, den nöthigen Abfluß finden. Zu solchem Zwecke sind doch die Flüsse da. Allah hat es sehr weislich so eingerichtet.“

„Soheyt, in strengen Wintern regnet es nicht bei mir zu Hause; dann schneit es.“

„Ich verstehe wieder nicht Deine Rede, Giar!“

„Es fällt dann kein Regen vom Himmel, sondern Schnee, weiße Kloden, die beinahe so aussehen, wie Baumwollkloden, und die bleiben liegen, bis es warm wird, und die Sonne sie zum Schmelzen bringt.“

Der Bey schaute sich um und fragte zornvoll: „Was verdient wohl dieser Giar, der so gräßlich mich anzulügen sich erfrecht?“

„Die Bastonnade!“ antworteten einige Höflinge.

„Den Tod!“ riefen Andere.

„Solche schändliche Vögelhaftigkeit hätte ich wahrlich diesem Elenden nicht zugezogen, als ich ihn Dir empfahl, Soheyt,“ sagte der alte Bezie. „Ja, er verdient die strengste Strafe. Er muß gespießt werden.“

„So sei es,“ sprach gravitätisch der Bey. „Damit wollen wir uns morgen Vormittag belustigen. Zuerst soll der läghafte Schurke die Bastonnade erhalten und dann soll er gespießt werden.“

Robert Cox erbeute vor Entsetzen. Er warf sich auf die Knie und wimmerte um Gnade, indem er versicherte, daß er ja doch ganz gewiß nur Wahres berichtet habe über die winterlichen Erscheinungen in seiner fernen nordischen Heimath.

Vergebens war sein Flehen. Auf einen Wink des Bezie's wurde er fortgeschleppt und einweilen in einen finsternen Kerker geworfen, wo er die Nacht in der bittersten Trübsal verbrachte.

„Das also ist der Lohn der Wahrheit,“ murmelte er verzweiflungsvoll. „Bewünscht sei meine Tummheit! So lange ich die großartigen Vögel vorbrachte, ging's mir so gut; aber als ich Wahres berichtete, da muß es mir nun so entsetzlich ergehen!“

In der Frühe des folgenden Tages wurde er abgeholt von den Schergen. Er glaubte, es ging zum Tode. Man verband ihm die Augen und führte ihn durch eine lange Gallerie.

Endlich fiel die Binde und er konnte um sich schauen. Er stand in einer offenen Halle, in welcher der Bey mit vielen Höflingen sich befand. O, welches Wunder! Draußen wirbelten Schneeflocken nieder aus der grauen Wolke, welche vom Nordwestwind hergetrieben wurde. Ja, es schneite in Tripolis. Bieleit seit Jahrhunderten wieder einmal. Die ältesten Leute mußten sich nicht eines solchen Vorfalles zu erinnern.

Tief ergriffen sprach der Bey: „Giar, Deine Rede erweist sich doch als wahr! Weiße, große Kloden fallen vom Himmel, genau so, wie Du sagtest. Also mag es auch richtig sein, daß die Flüsse und Teiche in Deiner kalten Heimath vom Froste steinhart werden. Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet! Unbegreiflich sind Allahs Wunderwerke in dieser Welt!“

Ein Besuch im Schlosse Windsor.

Aus London wird dem „Neuen Wiener Tageblatt“ berichtet: Ganz kolossal ist der Andrang der Neugierigen, die im Schlosse zu Windsor die Gemächer in Augenschein nehmen, und die Tringelder, welche da erlegt werden, sind enorm. Auf strikten Befehl der Königin wird übrigens nur der aller-kleinste Theil des Schlosses gezeigt. Und noch etwas! Jedesmal vor ihrer Abreise von Windsor läßt die Königin gleich einer bürgerlichen Hausfrau die Möbel in dunkle Leinwandtapeten stecken und die Teppiche einrollen. Die Wüster und Kandelaber werden gleichfalls verpackt, und von den Bildern bleibt nur so viel sichtbar, als es der Königin beliebt. So geht man denn durch eine lange Reihe halb leerer, großer Prunksäle, und den Luxus, der hier entfalteter sein soll, muß man sich vermittelst der Phantasie hinzubedenken. Und was die eigentlichen Wohnräume der Königin betrifft, sind sie für Jedermann geschlossen. Nur dank einer besonderen Begünstigung kann es gelingen, Einlaß in diese Gemächer zu finden, welche man vor jedem profanen Auge verschließt. Man gelangt in dieselben durch einen 500 Meter langen Wintergarten, welcher der Königin als Promenade dient. Die Wände des Korridors enthalten von Meißerhand ausgeführte Vasenfassaden aus den Lieblingsorten der Königin, wo sie zur Erholung zu weilen pflegt. Das Sitzzimmer und das Boudoir haben Tapeten und Möbel aus karminrothem, goldgestreiftem Damast an der Thür des Boudoirs befindet sich die von der Hand der Königin geschriebene Inschrift: „Jedes Stück in diesem Zimmer hat mein tiefbetrauerter Gemahl im 24. Jahre meiner Regierung ausgewählt.“ Rings um ein großes Bogenfenster sind Medaillonportraits sämtlicher englischer Souveräne von Wilhelm dem Eroberer bis auf die Königin angebracht. Das Speisezimmer enthält eine große Eisenbüchse des verstorbenen Prinz-Gemahls, die Teppiche und Lambrequins, sowie die Schutzdecken, sind durchwegs Handarbeiten der Königin und ihrer Töchter. Auch in diesem Gemache ist eine erklärende Inschrift von der Hand der Königin angebracht folgenden Wortlautes: „Während wir den Rachen durch den Ranevas zogen, ercreuten wir unsere Augen zuweilen, indem wir den edelsten aller Gatten und Väter anblickten.“ Im Schlafzimmer befinden sich die schönsten Gobelins der Welt; sie stellen die Jahreszeiten dar und sind ein Geschenk, das im Jahre 1779 der französische Hof dem englischen machte. Unter Glas und Rahmen sieht man in diesem Gemache den ersten Blumenstrauch, welchen der Prinz-Gemahl der Königin geschenkt, wie auch ihren Brautkranz. Auf besonderen Wunsch der Königin wurde das älteste Kind der Prinzessin von Vattenberg in diesem Räume getauft. Eine niedere Ottomane ist von einem eigenthümlichen Kranz von Bildern umrahmt; dieselben zeigen jedes der königlichen Kinder in seinem ersten Lebensjahre. Der Speisesaal enthält in einem mannshohen Kasten das aus 70 Stücken bestehende Speisefervice des unglücklichen Königs Rudwigs des Sechzehnten, welches, nachdem der König und die Königin auf der Guillotine geendet, von England um einen kolossalen Preis angekauft worden war. In der Mitte des in Weiß und Gold gehaltenen Speisesaales befindet sich die von Georg dem Vierten hinterlassene Punschbowle, ein viel besprochenes Stück, das die Königin aus Pietät hier beliebt, das aber der Backantengruppen wegen, mit denen es bebedt ist, auf Befehl der Königin Viktoria völlig mit Schleiern verhüllt wurde. Im Ankleidezimmer der Königin bemerkt man ausschließlich Wandgemälde der niederländischen Schule. Zwei Seiten dieses Gemaches sind aus kunstvoll geformten Venetianerspiegeln, der Toilette in all' seinen Bestandtheilen aus Gold gefertigt, die Verzierungen bestehen aus rosa Korallen und Opalen. Das Theezimmer ist das niedrigste und zugleich prächtigste, das man nur erinnern kann. Das Theeservice ist aus durchsichtigem sächsischen Porzellan, die Tassen sind in vollendeter Malerei mit Strizzen aus dem Leben der Königin geschmückt. Dieses Service war ein Geschenk, das die Königin gelegentlich ihres sojährigen Regierungsjubiläums aus dem Wege der Subskription erhielt. Schließlich noch die Bemerkung, daß die Königin, wenn sie in Windsor weilt und sich wohl befindet, immer schon am frühen Morgen die Runde durch alle Gemächer macht, um persönlich nach Altem zu sehen.

Ein Frauenreich. Ein Missionär Namens MacFarlane, welcher lange Zeit im Süden Neu-Guineas lebte, hat der Akademie der Wissenschaften in Paris interessante Aufschlüsse über eine eigenthümliche, ausschließlich von Weibern bewohnte Insel gegeben. Diese Insel liegt an den Südküsten Neu-Guineas und führt den Namen „Haire Anona,“ was so viel heißt wie „Land der Frauen.“ Diese Inselanwohnerinnen sind tüchtige Seefahrerinnen und geflanten Männern, sich auf der Insel niederzulassen, nur einen vorübergehenden Aufenthalt erlauben sie einzigen.

Mit dem Rauchen beginnen die Kinder in Birma, Hindostan, sobald sie sprechen gelernt haben.

Perlmutter und Perlen.

Trog des hohen Preises einzelner schöner Perlen, ist doch die beim Perlmutter erlangte Perlmutter der wichtigste und in seiner Gesamtheit werthvollere Theil der erzielten Ausbeute. Abgesehen von den Perlmutterfischen, den perlsicheren Meeren, trifft man solche von größerer Bedeutung jetzt auch im Süden von Californien, wo in neuerer Zeit überhaupt die kostbarsten Perlen gefunden worden sind. In 1881 zum Beispiel wurde eine schwarze Perle von dort für \$10,000 verkauft. Solche „Runde“ sind natürlich selten und die allermeisten erbeuteten Perlen haben einen nur geringen Werth. Von weit größerer Bedeutung sind, wie gesagt, die Perlmuscheln selbst, wovon der größte Theil nach Europa verschifft wird und hier zu allerlei Schmuck- und Gebrauchsgegenständen verarbeitet wird. Im Allgemeinen ist die Anziehung verbreitet, daß die Entstehung einer Perle auf eine Erkrankung des betreffenden Muschelthieres zurückzuführen sei. Das ist aber ganz falsch. So wie die Perlmutter in vielfachen jarten Schichten von dem Thiere durch eine normale Lebensfunktion abgesondert wird, so entzieht auch die Einzelperle durch Ablagerung desselben Materials um einen kleinen Fremdkörper (Sandkörnchen u. dergl.), der zufällig zwischen die Muschelschalen eingebrungen ist; viele Schichten sind auch der Meinung, daß den Mittelpunkt der Perle ein unentwickeltes Ei des Thieres bilde, das mit Perlensubstanz umhüllt wurde.—Die größte, je gefundene Perle hatte einen Durchmesser von 50 Millimeter und ein Gewicht von nahe 85 Gramm. Diese ist aber morgenländischen Ursprungs. Aus dem californischen Meerbusen kennt man eine solche von 31 Millimeter Durchmesser. Viele californische Perlen sind dunkel und gefleckt. Diese gelten für werthvoller als die europäischen oder perlsicheren weißen Perlen, den höchsten Preis erzielten jedoch stets die Perlen von blaß-rosenrother Farbe.

Ueber einen Vorläufer des Pfarrers Kneipp, den Grafen Samuel Kemery, der bereits vor 60 Jahren „naturgemäß“ lebte, erzählt Graf Nikolaus Bethlen in einem ungarischen Blatte die nachfolgenden kostlichen Details: Man hielt den Grafen für einen Sonderling, seine Kurmethode für Verrücktheit. Er war ein Gelehrter und schrieb in deutscher Sprache zahlreiche wissenschaftliche Artikel für ausländische Blätter. Er litt—wie es heute genannt wird—an der sogenannten „Wachmanie.“ In einem Flügel seines Schlosses zu Ghenes (Siebenbürgen) hatte er eine Flucht von zehn Zimmern. In jedem Zimmer stand eine mit kaltem Wasser gefüllte Badewanne. Er spazierte nun stundenlang in dieser Zimmerreihe; alle Viertelstunden tauchte er in eine der Badewannen unter, sprang dann sofort heraus und spazierte weiter, ohne sich abzutrocknen. Während der Viertelstunde trocknete seine Haut beim Spazierengehen von selbst ab, und er las dabei seine gelehrten Bücher. Im Sommer ging er darfuß in dem nahen Walde spazieren, blos mit einem Leintuch umhüllt, das er alle Augenblicke löstete, um sich anzufächeln. Die walachischen Bauern, die ihn kannten, hielten ihn für einen Heiligen, und wenn sie ihm begegneten, fielen sie vor ihm auf die Knie und bekrugelten sich vor ihm. Wenn er vom Lesen aufgeregt nicht schlafen konnte—er schlief nur am Tage, da er in der Nacht wachte—ließ er sich zum Bette in ein Gefäß kaltes Wasser stellen, tauchte seine Füße in das Wasser, und ohne sie abzutrocknen, legte er sich in's Bett und schlief sofort ein. War es die Wirkung des Wassers oder die Einbildung, daß er nun schlafen müsse, welche den Schlaf herbeiführte?

Von den kleinen Leiden der Afrika-Reisenden plaudert Gerhard Rohlfs in der „Köln. Ztg.“: Maroffo sollte man als das Elorado der Vaustraten betrachten, denn nehmen wir die Bevölkerung dieses Sultanates zu 6,000,000, andere sagen 8,000,000 Menschen an, so gibt es dort wenigstens, auf den Menschen nur vier Käufe gerechnet, 24,000,000 beziehungsweise 32,000,000 Käufe. Denn jeder hat dort Käufe, sei es der höchste Beamte, der Sultan, der Großfürst oder der arme Bettler, nur mit dem Unterschiede, daß dieser vielleicht etwas reichlicher damit bedacht ist, als seine schiffischen Majestät. Der Maroffaner tödtet nie eine Maus. Jüngt er von irgend einem Bekannten eine, so legt er sie auf seinen Handrücken und gibt sie so dem Eigentümer zurück mit den Worten: „Kafchal ia Sibi.“ Die Verbreitung dieser edlen Thiere ist fast unbeschränkt, wenigstens in Afrika. Im Winter, im Sommer findet man sie, immer und überall. Anders steht es mit dem Floh. Diese leichte Kavallerie will nämlich mit der großen Wüste nichts zu thun haben. Die Grenze läßt sich also genau so ziehen, daß da, wo die Wüste anfängt, das Gebiet des Flohs aufhört. Wenn man zum Beispiel vom Norden aus in die Sahara einbringt, kann man ganz genau die Grenze der Wüste daran erkennen, daß die Flohe verschwunden sind.

Die japanischen Eisenbahnen sind nach dem europäischen Plane eingerichtet. Die Wagen enthalten nämlich Abtheilungen erster, zweiter und dritter Klasse.

„Kappengranaten.“

Im dem Wettstreit zwischen Panzer und Geschütz hat letzteres neuerdings einen „durchschlagenden“ Erfolg erzielt, welcher um so unerwarteter kommt, als seit Jahren der Sieg sich mehr und mehr den Panzerplätzen zugunsten schien. Die mannigfachen Spezial-Panzerplatten der einzelnen Firmen zeigten bei den Beschießungen bereits einen so hohen Grad von Widerstandsfähigkeit, daß selbst die besten und härtesten Panzergeschosse beim Auftreffen an der gehärteten Stirnseite oder auch beim Eindringen in die Platten zerbrachen. Nun plötzlich bringen englische Platten die Kunde, daß auf dem Schießplatz zu Costa bei Petersburg „Kappengranaten“ ganz fabelhafte Wirkungen hervorriefen. Die Schießfelder Firmen Camell und Brown hatten mehrere nach dem Harvey'schen Verfahren gehärtete Panzerplatten von 15 und 25 Centimeter Stärke geliefert, die aus einer 15 Centimeter-Kanone mit Granaten beschossen wurden. Die Granaten wurden von einer russischen Firma nach einem geheimen Verfahren gefertigt, und man suchte sie ängstlich vor dem anwesenden Vertreter der englischen Firmen, dem bekannten Kapitän Trefisder, zu verbergen. Dieser vermochte nur so viel zu erkennen, daß sie gewöhnliche Granaten seien, deren Spitze eine eiserne Kappe trug. Gehärtete Stahlgewehre von ganz vorzüglicher Beschaffenheit zertrümmerten bei der Beschießung an den Panzerplatten, während die Kappengranaten unter allgemeinem Staunen nicht nur die Platten glatt durchschlugen, sondern, ohne auch nur die Form verändert zu haben, erst 1000 Meter hinter dem Ziel liegen blieben. Geschütz und Ablung war stets das gleiche, also kann der fabelhafte Erfolg nur der Kappe zugebunden werden. Trefisder vermuthet, daß die russische Benennung dieser „magnetischen“ Geschosse eine magnetische Verbindung zwischen Granate und Kappe anbeutet. Letztere schmiegt sich genau der Geschößspitze an, ist ungefähr 10 bis 12 Centimeter hoch und an der Spitze vielleicht 12 Millimeter dick, schwächt sich dagegen nach dem Rande zu sanft ab. Wie der überraschende Erfolg zu Stande kommt, ist vor der Hand noch nicht aufgeklärt. Die österreichischen Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens verweisen hierbei auf die bekannte Thatfache, daß es unter Umständen gelingt, mittelst einer gewöhnlichen Taglerte ein Brett zu durchschießen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Wirkung der Kappengeschosse auf ähnliche Urfaßen zurückzuführen sei.

Vänder ohne Uhren. Liberia, in Afrika, hat weder Turmuhren noch künstliche Zeitmesser irgend welcher Art; die Zeitbestimmung erfolgt einfach nach dem Stande der Sonne, die hier das ganze Jahr über genau um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr wieder untergeht, zu Mittag aber direkt im Zenith steht.—Die Inselbewohner im südlichen Stillen Meere haben auch keine Uhren, erziehen diese aber auf eigenthümliche Weise. Sie nehmen die Zapfenäste des Lichterbaumes, waschen sie ab und reihen sie an die Rippe eines Palmblattes. Dann zünden sie die oberste Aufs an. Diese sind alle von gleicher Größe und Beschaffenheit und brennen so jede eine gewisse Anzahl von Minuten, worauf die nächstuntere sich entzündet, und um die Reihe binden die Eingeborenen an bestimmten Stellen einen aus Baumrinde gefertigten Stoff, um die Zeitabtheilungen zu bezeichnen.—Bei den Eingeborenen von Singar, im malayischen Archipel, ist eine andere seltsame Methode im Gebrauch. Aus zwei Flaschen bilden sie eine Art roher Sanduhr, in der der Sand von der oberen zur unteren eine halbe Stunde lang abfließt, wonach der Apparat umgekehrt wird. Daneben sind an einem Seile 12 Stangen angehängt, die alle Einberungen für die einzelnen Stunden tragen. Bei dem Gange ist ein Wächter angeheftet, der die Sanduhr besorgt und jede abgelaufene Stunde durch Gongschläge bekannt gibt.

Gegen die Schlaflosigkeit, die so häufig als Folge der geistigen Ueberanstrengung auftritt, schreibt James Pavn in seinen „Funken der Erinnerung,“ daß er—mit Fieber und Finzel—tüchtig und vielleicht mehr als viele Andere gearbeitet, doch von Anfang an auch länger als die meisten geschlafen habe. Dennoch kommen Fälle vor, wo man mit Gott Morphus in peinlichen Konflikt geräth, und dann rathet der Genannte an, sich nicht des vielbenutzten Mittels des Kopsredens zu bedienen, das den Schlaf nur schwer herbeiführt, sondern sich lieber eine eide Ebene, Vandschaft oder eine unbewegte Wasserfläche vorzustellen. Jedenfalls soll man, schlaflos daldend, nicht etwa Zukunftspläne schmieden, was den Schlaf eher verschuede als herbeiführt, sondern man soll sich in solche Bilder aus der Vergangenheit versetzen, an die man sich nur mit Freuden erinnern kann. James Pavn erklärt, daß er die Vorchrift: Sieben Stunden Schlaf für den Mann, acht für die Frau und neun für den Thoren, stets über die letztere Grenze hinaus überschritten und sich dabei arbeitsfähig befunden und als—Virtuos im Schlafen erwiesen habe.

Zust 4,246,736 Tonnen Kohlen wurden im verwichenen Jahre in Alabama gegraben. In den Kohlenminen jenes Staates sind gegen 10,000 Arbeiter beschäftigt.